

Menschenskinder

Uschi Obermaier

Mit 50 Jahren posierte Uschi Obermaier für den „Playboy“, mit 60 ließ sie noch einmal für den „Stern“ die Hüllen fallen. Mit 70 sind dem früheren Topmodel andere Dinge wichtig. Das wilde Party-Leben hat Uschi Obermaier längst aufgegeben. Doch natürlich wird der 70. Geburtstag am 24. September groß gefeiert in Kalifornien, wo sie seit Langem lebt. Mit ihrem Alter scheint die Sex-Ikone der 68er-Studentenrevolte nicht zu hadern. „Mein Leben ist echt ein Märchen und ich lebe ja wie im Paradies“, sagt sie. Die gebürtige Münchnerin lebt abseits von Hollywood, bei Los Angeles, in den Hügeln des Topanga Canyon. „Die Natur gibt mir Inhalt, macht mir Freude und gibt mir Peace.“ Die Hippie-Vergangenheit lässt grüßen.



Uschi Obermaier fühlt sich auch mit 70 noch gut drauf. FOTO: DPA

Das Rampenlicht hat Obermaier lange ausgekostet. In den wilden 1960er-Jahren hängte die bildschöne Bayerin ihren Job als Fotoretuscheurin an den Nagel, tourte durch Musikclubs und wurde als Fotomodell entdeckt – von Guido Mangold, dem Fotografen aus Ravensburg, wo in einer aktuellen Ausstellung natürlich auch ein Bild von ihr hängt. Uschi Obermaier verliebte sich in den Kommunisten Rainer Langhans. Im Sommer 1967 gingen Nacktbilder aus der Berliner Kommune 1 mit Obermaier um die Welt. Sie experimentiert mit Drogen und lässt sich auf Rockstars wie Mick Jagger, Keith Richards und Jimi Hendrix ein. „Ich hatte doch schon so viel Glück in der Liebe. Meine Hauptmänner, das waren natürlich der Bockhorn und der Keith Richards, das waren meine ganz großen Lieben“, sagt sie rückblickend.

In Amerika hat sie ihre kreative Seite entdeckt. Schmuckdesign ist ihre große Leidenschaft. Und drei Bücher hat sie auch geschrieben, zuletzt die Autobiografie „Expect nothing! Die Geschichte einer ungezähnten Frau“. Barbara Munker, dpa

„Ich nehme Komik genauso ernst“

Bjarne Mädel über seine erste große Rolle im Kinofilm „24 Wochen“, die überhaupt nicht lustig ist

Ob als Bürotrottel in „Stromberg“, dicker Polizist in „Mord mit Aussicht“ oder Schotty in „Der Tatortreiniger“ – der Schauspieler Bjarne Mädel scheint mühelos in jede komische Rolle schlüpfen zu können. Doch Mädel kann auch ernst. Anne Zohra Berracheds „24 Wochen“, der jetzt in die Kinos kam, beschäftigt sich mit dem Thema Spätabtreibung. Im Interview mit Susanne Gietl spricht Mädel über die für ihn fremde Vaterrolle, unbequeme Filme, den „Tatortreiniger“ und wie es ist, mit echten Ärzten zu spielen.

Herr Mädel, in „24 Wochen“ steht ein junges Paar vor der Entscheidung, ob sie ein schwer krankes Kind zur Welt bringen möchten. Angesichts des kontroversen Themas: Wollten Sie die Rolle von Anfang an?

Ich habe mir gedacht, wenn ich mal wieder ein Angebot kriege für eine ernste Rolle und die dann annehme, dann muss das was mit Substanz sein. Und das war bei „24 Wochen“ zum Glück der Fall. Das Buch hat mich sofort gepackt. Die Dialoge sind so geschrieben wie ein modernes Pärchen miteinander reden würde. Als dann Julia Jentsch zugesagt hat, wäre ich blöd gewesen, das nicht zu machen.

Julia Jentsch ist selbst Mutter. War für Sie die Rolle des werdenden Vaters schwieriger, da Sie selbst noch nie Vater wurden?

Teils, teils. Einerseits schwerer, aber andererseits auch leichter. Ich muss ja genauso unvorbelastet in die Situation reingehen wie die Eltern, die diese Diagnose im wirklichen Leben kriegen, und habe deshalb gar nicht so viel Recherche gemacht. Natürlich habe ich die Aufzeichnungen von der Regisseurin bekommen, die sich mit betroffenen Paaren unterhalten hat, aber ich habe mich nicht wie Julia mit echten Paaren getroffen. Das wollte ich ganz bewusst nicht. Weil ich wusste: „Diese Situation kommt auf mich zu.“ Ich wollte,

dass gerade der Anfang des Films eine Leichtigkeit hat, die mir schwer gefallen wäre herzustellen, wenn ich ständig reale Schicksale in meinem Kopf gehabt hätte.

Sie in einem ernsten Film zu sehen, ist ungewohnt, viele verbinden mit Ihnen die komischen Rollen in „Stromberg“ oder „Tatortreiniger“. Stört Sie das?

Ich bin da irgendwie ganz unaufgeregt. Ich weiß, dass man schnell in Schubladen gesteckt wird, aber ich bin bis jetzt ganz gut damit gefahren, weil eine gewisse Bekanntheit auch Vorteile hat. Es wäre schade gewesen, als Bürotrottel („Stromberg“) hängen zu bleiben. Dann habe ich einen dicken Polizisten gespielt („Mord mit Aussicht“) und die Leute haben alle gesagt: „Die Rolle ist dir auf den Leib geschrieben.“ Und das gleiche sagten sie über den „Tatortreiniger“.

Und? Ist also etwas dran ...

Die Rollen werden nur durch meine Arbeit so wie sie sind, insofern finde ich das immer merkwürdig, dass die Leute denken, ich sei privat so wie meine Rollen. Oder dass die Autoren mir das auf den Leib schreiben.

Was ist für Sie schwieriger, komisch zu sein oder todernst?

Komik ist einfach eine etwas andere Art der Arbeit. Da kommt es sehr auf die Präzision an. Wenn ich den Blick falsch setze oder den Satz im fal-



„Mord mit Aussicht“: Bjarne Mädel mit den Kolleginnen Caroline Peters (links) und Meike Droste.



Bjarne Mädel musste für seinen neuen Kinofilm in die ungewohnte Rolle als werdender Vater schlüpfen. FOTO: DPA

schen Tempo spreche, ist er eben nicht komisch. Wenn ich aber die Pausen richtig mache und präzise bin, kann ich Leute zum Lachen bringen. Beim Drama ist das Timing meiner Meinung nach nicht ganz so wichtig. Ich muss so echt es geht in die Emotionen reingehen und daher vielleicht etwas weniger über mein Handwerk oder über meine Technik nachdenken. Aber ich würde jetzt nicht sagen, dass eines von beidem einfacher ist. Ich nehme Komik genauso ernst wie einen ernsten Stoff.

Bei „24 Wochen“ haben Sie mit echten Ärzten gespielt. Wie war das?

Es hat natürlich geholfen, dass die Ärzte real waren. Weil sie diese Diagnosen leider auch im echten Leben überbringen müssen. Wir hatten

zwar ein geschriebenes Drehbuch, aber wir wussten nicht, was die Ärzte sagen werden, die dieses Drehbuch nicht bekommen haben. Wir mussten uns von ihnen überraschen lassen und so echt es geht reagieren. Dadurch, dass die Ärzte echt waren, war das in gewisser Weise auch einfacher als mit einem Kollegen zu drehen. Den Kollegen beurteilt man vielleicht noch unterbewusst. Einem echten Arzt hört man einfach zu, weil er genau weiß, was er sagt.

Als Vater kämpfen Sie im Film dafür, über das Schicksal des Fötus mitentscheiden zu dürfen. Zeichnen Sie das Kämpferische auch privat aus?

Das ist eine schwierige Frage. Beruflich würde ich sagen ja, privat weiß

Erfolgreich als Ernie, Schotty und Schäffer

Bjarne Mädel wurde am 12. März 1968 in Hamburg geboren. Mädel studierte in Kalifornien Weltliteratur und Kreatives Schreiben sowie Theaterwissenschaft und Literatur an der Universität Erlangen. Nach dem Studium des Schauspiels an der Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf nahm Mädel bis 1999 ein Engagement am Volkstheater Rostock an, danach wechselte er

zum Schauspielhaus Hamburg. Den Durchbruch brachte seine Rolle als Bürotrottel „Ernie“ in „Stromberg“. Für Mädel schrieb der „Stromberg“-Autor Ralf Husmann die Comedyserie „Der kleine Mann“. Außerdem spielte Mädel den dicken Polizisten Dietmar Schäffer in „Mord mit Aussicht“. Seit 2011 spielt er Heiko „Schotty“ Schotte in „Der Tatortreiniger“.



Zur Kultfigur geworden ist der Hamburger als Tatortreiniger Heiko „Schotty“ Schotte. FOTOS: DPA

Pro & Contra

Altmodisch telefonieren oder lieber Nachrichten schicken?



Hallo, spricht da jemand?

Ein Leben ohne Handy oder Smartphone ist für viele undenkbar geworden. Allerdings, so hat eine Studie ergeben, nutzen die meisten das Gerät höchstens zehn Minuten pro Tag zum Telefonieren. Der fernmündliche Kontakt (Foto: Colourbox) scheint auch im Büro oder am heimischen Festnetzanschluss immer seltener zu werden. Stattdessen werden fleißig Kurznachrichten, Mails und Posts verschickt. Ist das wirklich die Zukunft: tippen statt sprechen?

Sie wollen tatsächlich wissen, was uns feine Menschen von Carassius auratus, dem gemeinen Goldfisch, unterscheidet? Sagen wir mal so: Die allermeisten Zeitgenossen verfügen über ein etwas größeres Gehirn, schwimmen erheblich schlechter, organisieren die lebensnotwendige Sauerstoffaufnahme irgendwie anders – und können sprechen. Eine überaus nützliche Fähigkeit, die die Evolution mühsam hervorgebracht hat, die aber in Vergessenheit zu geraten droht. WhatsApp und E-Mail sei Dank!

Nein, nein, da greifen wir doch lieber behertzt zum Telefonhörer und tragen unsere Anliegen, Fragen und Antworten in aller Regel fernmündlich vor. Gleiches erhoffen wir auch

von Freunden und Kollegen. Das erspart die zähe wie nervige Hin- und Herschreiberei, weil Unklarheiten prompt ausgeräumt werden können. Das vermeidet all die überflüssigen Mails, deren Inhalt man nie auszusprechen gewagt hätte. Das löst Probleme, ohne dass das Gegenüber sie auf die lange Bank schieben kann. Hübscher Nebeneffekt: Das schräge Schriftdeutsch bekennender Analphabeten vermag uns auf diesem Kommunikationsweg nicht die Zornesröte ins Gesicht zu treiben. Keine Frage überdies, dass das gute alte Telefonat wesentlich persönlicher ausfällt. Schön, kein Goldfisch zu sein – oder?

☎ Telefon 0751 / 29551520

Manche lassen sich ja nicht beirren: Meine Schwester („Hallo, hier ist old school!“), meine Freundin Karin und ein paar hyperventilierende Vertreter („Bitte, legen Sie nicht auf!“) sorgen dafür, dass mein Telefon ab und zu noch klingelt. Ansonsten schweigt das Festnetz fein stille, nur das Smartphone summt und piept diskret, um mir, falls ich es nicht auf lautlos geschaltet habe, neue Mails und WhatsApp-Nachrichten zu melden. So mag ich es – tut mir leid, liebe Live-Plauderer!

Digitale Nachrichten, Anfragen, Briefe kann ich in Ruhe bedenken, und vor allem kann ich sie beantworten, wann es mir gefällt – gleich oder später, nach dem Kino.

So manches Missverständnis wird durch die schriftliche Absprache vermieden. Und so mancher barsche Ton bleibt aus, wenn man nicht beim Duschen, Tatort-Gucken, Arbeiten oder Feiern durch das verdammte Klingeln unterbrochen wird. Der fordernde Charakter eines Telefons hat mich oft nervös gemacht. Geht man nicht ran, hat man ein schlechtes Gewissen und fragt sich, ob es nicht doch was Wichtiges war. Die neue Technik beseitigt diesen Stress. Und wenn man die Stimmen seiner Lieben mal hören will, dann kann man sich ja per SMS verabreden – auf ein schönes langes Telefongespräch.

✉ beilagenredaktion@schwaebische.de



Bitte der Evolution nicht ins Handwerk pfuschen!

Von Dirk Uhlenbruch



Kein Schwein ruft mich an, hurra!

Von Birgit Kölgen